

Josefine konzentrierte sich auf die Fahrbahn. »Da ist etwas ... etwas Grauenhaftes.« Ihre Stimme wurde leiser. »Es liegt in Ihrer Vergangenheit.«

Automatisch ballten sich meine Hände zu Fäusten. Ich öffnete sie schnell wieder. Wandte mich ab.

»Ihnen ist ein Unrecht geschehen.«

Ich wollte es nicht hören. Nicht *das*. Ich zog mein Bündel vor die Brust - ein Schutzschild. Josefine bog von der Straße ab und folgte einem Schild, das zu einer Tankstelle wies. Der Eisgraupel trommelte wie Splitt aufs Dach und die Motorhaube. Ich legte die Hand an den Türgriff.

Sie fuhr jetzt sehr langsam. »Ein großes Unrecht ...«

Sie wusste etwas!

»Aus dieser Vergangenheit führen zwei Türen«, fuhr sie fort. »Eine öffnet sich ins Licht und die andere in die Finsternis. Sie müssen sich entscheiden.« Sie sprach jetzt sehr leise und das erste Mal ohne Ausrufezeichen. »Es ist vielleicht die wichtigste Entscheidung Ihres Lebens.« Dann hielt sie an. »Ich muss tanken.«

»Ich geh auf die Toilette.« Ich drückte die Tür auf und sprang raus. Weg hier.

\*

Als ich in der Tankstelle stand, zwischen den grell ausgeleuchteten Regalen mit zehn verschiedenen Mineralwassern und doppelt so vielen Sorten Schokoriegeln, dachte ich kurz darüber nach, mich durch den Hinterausgang ins Lager und von dort davonzuschleichen. Aber diese Josefine war wichtig. Durch sie fand ich vielleicht den Job, den ich gerade dringend brauchte.

Der Husten schüttelte mich wieder und ich versuchte mich zu entscheiden. Abhauen oder nicht? Ich ließ mir den Toilettenschlüssel geben, humpelte aufs Klo, und als ich schließlich zum Auto zurückkam, stand Josefine schon an die Fahrertür gelehnt, in der einen Hand einen Kaffeebecher, in der anderen eine Kippe.

»Das ist nicht gut«, flüsterte ich, als ich einstieg.

»Was?«

»Sie. Rauchen. Zu. Viel.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin jetzt vierzig und werde einundachtzig!«, sagte Josefine und lachte bellend. Sie ließ den Motor an.

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich.

Sie hob mir eine Hand entgegen mit den Flächen nach außen. »Die Handlinien!«

»Ich dachte, Sie machen das nicht: in eigenen Angelegenheiten in die Zukunft schauen?«

»Das stimmt auch. Ich war es nicht, sondern eine Kollegin!« Ihr Lachen fühlte sich warm und stark an, wie eine Umarmung. »Aber eigentlich sollte man selbst das nicht machen. – Es verschmutzt das Karma.«

Obwohl es erst kurz nach Mittag war, war es schon wieder düster draußen. Es schneite stärker. Josefine hatte die Scheinwerfer an. Das weiße Licht fraß sich durch den Schneewirbel und hatte einen dunstigen Hof.

Josefine würde einundachtzig Jahre alt werden.

*Werde auch ich alt – so wie Sie?*

Nein, ich stellte die Frage nicht laut. Ich wollte es gar nicht wissen. Die Antwort würde nur meine Handlungen beeinflussen, würde mir womöglich den Mut nehmen oder mich tollkühn machen. Beides war nicht gut. Ich brauchte all meine Kraft und Konzentration für *den Plan*. Die Rache. Zu viel über die eigene Zukunft zu wissen, war nicht gut.

So saß ich stumm, den Charlottenburger an mich gepresst, und obwohl die Kälte wie flüssiges Eis ins Wageninnere strömte, war ich Josefine dankbar. Zu Fuß wäre ich vielleicht zusammengebrochen.

Josefine griff zu mir rüber und öffnete das Handschuhfach, aus dem Erdnusschalen herausquollen und auf den Boden fielen. Beherzt wühlte die Hand sich in das Nusschaos und brachte eine Karte zutage. Ich sah darauf.

*Der Zufall geht keine geraden Wege –  
er steht plötzlich vor dir.*  
JOSEFINE

Auf der Rückseite eine Telefonnummer.

»Nehmen Sie«, sagte Josefine. »Es ist meine Privatnummer, nicht die teure vom Sender. Rufen Sie mich an, wenn Sie Hilfe brauchen. Jederzeit. Ich meine es ernst«, sagte sie und sah von der Fahrbahn weg und zu mir. »*Jederzeit*. – Glauben Sie nicht, dass Sie mich stören könnten!«

Ich war überrumpelt und nahm die Karte. Spürte, dass ich rot wurde. Wieso?

»Danke«, sagte ich.

Sie schwieg.

Die Fenster waren bespritzt, graue Flecken, Salz und Matsch. Über den Mittelstreifen der Straße zog sich ein schmaler Wall schwarzen Schnees. Das Vibrieren des Motors ging in meinen Körper über. Ich spürte, wie ich in einen gefährlichen Dämmerzustand glitt, in eine mit Kopfschmerz ausgepolsterte Gleichgültigkeit, die mir die Lider zuzog ...

Eine Sirene riss mich aus dem Halbschlaf. Sofort schoss mir das Adrenalin ins Blut, und ich saß kerzengerade, während Josefine langsamer wurde und rechts ranfuhr. Im Rückspiegel sah ich das blinkende blaue Licht näher kommen. Ich atmete heftig durch den Mund.

Jetzt war es so weit.

Hatten sie Spuren entdeckt? *Meine* Spuren an Fisches Zuhause? Oder dem, was davon übrig war? Verdammt ... verdammt! Sie durften mich nicht finden. *Noch* nicht. Ich war noch nicht fertig.

Das Fahrzeug pff an uns vorbei, der Sirenton war eine Sekunde langsamer und zog gellend hinterher. Es war nicht die Polizei. Es war ein Rettungswagen. Josefine fuhr wieder an.

Die Erleichterung war brachial. Alle Energie, die mich eben noch durchströmt hatte, sickerte weg, versackte. So schnell und endgültig wie Wasser in einem Sieb. Ich spürte meine Muskeln flattern, hatte einen metallischen Geschmack im Mund. Gleich ... gleich würde ich ohnmächtig werden ...

»Wir sind gleich da«, sagte Josefine und ihre Stimme zog mich aus meiner Schwäche. Sie fügte rätselhaft hinzu: »Es gibt nicht immer ein Richtig und ein Falsch.«

Nach einer Weile fragte ich: »Wie meinen Sie das?«

»Das wissen Sie.«

Ich blieb stumm und dachte an Hyde.

Auch Josefine schwieg.

»Ich bin jetzt achtzehn ...«, begann ich plötzlich, »... doch wenn ich einen Raum betrete, hab ich seit einiger Zeit das Gefühl, dass ich das Ende nicht mehr erreiche.« Ich flüsterte. Schnell und ohne Josefine dabei anzusehen. Keine Ahnung, ob sie mich verstand, ob sie mich überhaupt *hörte*. Aber sie saß still da, also hörte sie mich vielleicht doch. »Ich hab das Gefühl, der Raum wird immer größer. Ich könnte schreien, aber meine Stimme ... ist weg. Ich komme nicht an, verstehen Sie? Ich komme nirgends an ... nirgends ... ich ...«

Nach einer Weile langte Josefine zu mir herüber und legte ihre Hand auf meine. Ich hatte nicht einmal gemerkt, dass ich weinte.

\*

Josefine fuhr von der Straße ab, folgte einer langen Schleife quer durch eine trostlose Landschaft, bis am Straßenrand eine

monströse, blinkende Reklame auftauchte: *Kartoffelparadies - Motel & Restaurant*.

Eine leuchtende Kartoffel, die Messer und Gabel in den knubbeligen Händen hielt und sich die Lippen leckte.

»Ich lasse Sie hier raus. Fragen Sie da nach einem Job! Falls die Sie nicht als Tischlerin nehmen, dann sicher für was anderes. Da arbeiten immer neue Leute - da finden Sie ganz bestimmt was!«

Ich setzte mich auf, griff nach dem Bündel zu meinen Füßen. Sie hielt auf dem Parkplatz, auf dem lauter Trucks standen, drehte sich zu mir um und lächelte.

»Danke, Josefine.« Aus irgendeinem Grund war ich zuversichtlich.

Ich stieg aus, stand im Schneematsch. Ein riesiger Truck ragte neben mir auf. Etwas im Bündel war falsch gepackt und drückte am Rücken.

»Viel Glück.« Sie winkte mir aus dem Autofenster zu und fuhr davon.

Kaum war sie weg, spürte ich die Außentemperatur. Das Dämmerlicht um mich herum. Den Himmel so erstickend über mir. Ich schnappte nach Luft und klirrende Kälte füllte meinen Mund. Der Winter hatte den Tag fest im Griff.

Ich stapfte Schritt für Schritt durch den Schnee auf das blinkende *Kartoffelparadies* zu, das mir in jenem Moment wie eine Oase vorkam.

## 2. Kapitel

# Gruselkabinett

Als ich drinnen im Warmen saß, an einem der kleinen, wackligen Tische, versuchte ich die Blicke von den Nachbartischen zu ignorieren und sah mich um.

Es war erstaunlich. Der Eigentümer dieses Rasthofes hatte es geschafft, alles Schöne an dem Gebäude zu verderben. Die Holzbalken hatten eine graue Plastikverkleidung. Die Fensterrahmen waren gesplittert und offenbar nie repariert worden. Der Dielenboden trug eine hässliche gelbe Lackschicht. Dabei konnte das Holz wunderschön aussehen, wenn man es abschliff und wachste.

Eine der beiden miniberockten Kellnerinnen stakste auf hohen Hacken vorbei und ich bestellte Kartoffelpuffer. Das Tuch ließ ich um, und als mein Teller kam, schnitt ich die Puffer klein und schob sie häppchenweise unter den Stoff.

Es war ziemlich voll. Die Kundschaft war - bis auf einen einzigen Tisch, an dem ein Pärchen mit Kind saß - rein männlich. Ich dachte an die Trucks draußen auf dem Parkplatz. Die Kellnerinnen fegten hin und her, warfen ihr Lächeln in alle Richtungen und ihre Absätze klackerten laut über die malträtierten Dielen.

Als eine mir die Rechnung brachte, fragte ich: »Dürfte ich Ihren Chef sprechen?«

»Wie bitte?«

»Darf. Ich. Ihren. Chef. Sprechen? Bitte.«

Die junge Frau machte ein erschrockenes Gesicht. »War etwas nicht recht? Wollen Sie sich beschweren?«

»Nein, nein!«, wehrte ich ab.

Die Erleichterung war ihr deutlich anzumerken.

»Ich bin Gesellin«, sprach ich möglichst deutlich. »Ich würde meine Rechnung gern durch Arbeit begleichen.«

Sie führte mich quer durch den Gastraum in ein kleines Büro. Ich spürte, dass ein paar Leute uns hinterhersahen. Mir. Wegen des Tuchs vor meinem Gesicht? Oder wegen meiner Kluft? Weibliche Gesellen waren immer noch ein seltener Anblick.

»Warten Sie hier.« Sie klackerte davon.

Das Büro war überheizt, stickig. Ich hatte das dringende Bedürfnis, ein Fenster aufzureißen, doch es gab keins. Der Schreibtisch war übervoll von Papieren und schmutzigen Tassen. In einer Ecke stand ein vertrockneter Affenbrotbaum. Ich ging